



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein Ausflug auf den Kriegsschauplatz in Schleswig-Holstein : 2. Der Uebergang der Preußen über die Schlei. - Das befreite Schleswig. - Das Dannewerk. - Ein Lazareth. - Das Schlachtfeld von Qeverfee. ...

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

schaftliche Gut Rehow aus. Von 143 Seelen, welche dieses Gut zählte, zogen in den genannten zwölf Jahren 83 über das Meer und im Jahre 1863 folgten noch andere 15 nach.

Daß bei einer ständischen Körperschaft, deren Mitglieder so tief in den Eigennuz versunken sind und in dem blinden Dienste der materiellen Interessen kaum noch eine Spur menschlichen Gefühls erkennen lassen, von Regungen der Vaterlandsliebe nicht die Rede sein kann, wird nicht erst gesagt zu werden brauchen. Auf einen Antrag, den Gottfried Mussehl, ein patriotischer Bürger in der Stadt Kröpelin, an die Landtagsversammlung in Sachen Schleswig-Holsteins richtete, faßte die Ritter- und Landschaft am 15. December einstimmig den Beschluß, daß sie sich nicht berufen finde, in Fragen auswärtiger Politik mit einer Aeußerung hervorzugehen, und daß dem Antragsteller seine Eingabe durch den Landessecretär zurückerzugeben sei. Also die Sache des deutschen Vaterlandes gehört für die mecklenburgischen Stände zu den Fragen auswärtiger Politik und nicht einmal bei ihren Acten glauben sie eine Petition dulden zu können, welche eine Kundgebung über eine deutsche Frage ihnen zumuthet. Es würde wohl kaum eine feindliche Invasion genügen, um ihnen klar zu machen, daß deutsche Fragen für die mecklenburgischen Stände auch noch etwas Anderes sein sollten als Fragen auswärtiger Politik. Und solche Stände soll die mecklenburgische Bevölkerung wirklich für ihre lebendige Vertretung halten und nicht für die Schatten einer grauen Vorzeit!

Ein Ausflug auf den Kriegsschauplatz in Schleswig-Holstein.

2. Der Uebergang der Preußen über die Schlei. — Das befreite Schleswig. — Das Dannenwerk. — Ein Lazareth. — Das Schlachtfeld von Devesee. — Ein Tag in Flensburg.

Bevor ich die weiteren Aufzeichnungen über meine eignen Beobachtungen und Erlebnisse während der ersten Kriegswoche folgen lasse, möge die Mittheilung eines tieler Bekannten über den Uebergang der Preußen über die Schlei, die von den bisher erschienenen Berichten nicht unwesentlich abweicht, eine Stelle finden, wäre es auch nur, damit der Vorwurf eines nicht recht praktischen Verfahrens bei diesem Unternehmen von besser unterrichteter Seite widerlegt werde. Mein Berichterstatter erzählt:

Mittwoch, den 3. in Eckernförde angekommen, war ich bis gegen elf Uhr Morgens des strömenden Regens halber außer Stande, etwas zu unternehmen. Auch gingen die Ansichten Aller, selbst der Militärs, soweit auseinander, daß der rechte Punkt, auf dem etwas zu sehen und zu erleben, nicht wohl zu errathen war. Gegen die zwölfte Stunde klärte sich der Himmel, und als der Regen aufgehört, schlenderte ich durch die Straßen, zunächst nur, um nach den unbehaglichen Stunden, die ich in dem mit Tabaksqualm erfüllten Saale des Gasthofs verlebt, etwas frische Luft zu schöpfen. Da sehe ich draußen am Mühlenberg den kieler Hafenmeister mit den Booten, welche zum Uebergang über die Schlei benutzt werden sollten, den Weg nach Osten einschlagen. Wo die hingehen, dachte ich, muß jedenfalls Wichtiges beabsichtigt sein, und so war mein Entschluß rasch gefaßt, ich folgte ihnen. Bald erfuhr ich, daß das Gut Maasleben, eine starke Meile südlich von Arnis, der nächste Bestimmungsort der Wagen mit den Booten sei, und ich richtete meinen Marsch darnach ein.

Am Donnerstag blieb alles ruhig. Die Boote mit ihrer Begleitung waren, eine Patrouille von Husaren ausgenommen, die in Sieseby lag, um die Bewegungen des Feindes am jenseitigen Schleiufer zu beobachten, meines Wissens der am weitesten vorgeschobene Posten.

Am Freitag früh heftiger Schneefall. Zwischen elf und zwölf Uhr fing es an, in der Gegend lebendig zu werden, indem die ersten Pickelhauben von Eckernförde eintrafen, und bald folgten mehre, Bataillon auf Bataillon, Schwadron auf Schwadron, ein Artilleriepark nach dem andern, desgleichen Munitionscolumnen und der ganze ungeheure Train und Troß, der zu dem Corps gehörte. Ununterbrochen dauerte der Vorübermarsch der Soldaten fort bis gegen vier Uhr. Zwei Stunden später waren die letzten Truppen in der Nähe der beiden Orte aufgestellt, wo der Uebergang stattfinden sollte. Schrägüber von dem Fischerdorse Arnis bei der Fährstelle sollte eine Pontonbrücke geschlagen werden, weiter nördlich, bei dem Flecken Kappeln, die Brigade Röder und die Avantgarde auf den erwähnten Booten übersetzen. Gegen hundert Geschütze, darunter eine beträchtliche Anzahl gezogene, waren aufgefahren, um diese Operationen zu unterstützen, die durch zwei anscheinend gut armirte dänische Schanzen bei Arnis und Kappeln bedroht waren. Das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl war in Karlsburg, einem Jagdschloß des Herzogs Karl von Glücksburg, welches etwa fünfzehnhundert Schritt von der hier circa vierthalbhundert Ellen breiten Schlei liegt. Um halb fünf Uhr des nächsten Morgens sollte, so hieß es, der Anfang mit dem Brückenschlag gemacht werden. „Ein harter Kampf steht uns bevor,“ hörte ich von verschiedenen Seiten äußern, „aber Gott sei Dank, daß es endlich einmal Ernst wird.“ Man erwartete mindestens eine Vertheidigung wie bei Missunde, und man glaubte, daß sich an derselben auch dänische Kanonenboote theilhaben würden.

Ganz das Gegentheil erfolgte. Es war kurz nach acht Uhr, als auf einmal von dem westlichen Ufer der Schlei wiederholte laute Rufe wie von einer großen Menschenmenge ertönten. Bald darauf neues Geschrei, dann Erleuchtung der Häuser von ganz Arnis. Trotz des Schneegestöbers ist deutlich zu sehen, daß es ungewöhnlich viele Lichter sind. Jeder Landeskundige weiß sofort, was das zu bedeuten hat. Die Dänen haben den Ort verlassen, das Rufen drüben ist Jubelgeschrei, das Lichterfunkel in Arnis eine Illumination. Die Preußen hätten ohne Zögern übersetzen, sofort mit dem Brückenbau beginnen können. Sie schienen aber nicht für möglich zu halten, was wir ihnen sagten. Einige meinten, die Vorgänge drüben seien eine Falle. Den Ausschlag aber gab jedenfalls, daß der Befehl des Höchstcommandirenden den Beginn der Operationen erst auf den folgenden Morgen festsetzte.

Jeden Augenblick erwartete ich mit fieberhafter Ungeduld, daß ein Boot von dieffeits abstoßen würde, um sich über die Verhältnisse in Arnis Gewißheit zu verschaffen, und daß die Verfolgung der feindlichen Armee mit aller Energie beginnen würde, denn daß die Dänen nicht bloß hier abgezogen, sondern auch das Dannewerk und Missunde geräumt, war mir außer Zweifel. Ich spähte und lauschte bis gegen zehn Uhr. Als sich nichts rührte, suchte ich ein Obdach. Die Preußen verhafteten jeden Civilisten, der sich in ihrer Nähe betreten ließ, selbst Leute, die sich nur einige hundert Schritt von Höfen entfernt hatten, zu denen sie gehörten, und so war die ganze Nachbarschaft der Schlei — die sicher nicht einen einzigen Spion unter sich geduldet hätte — so gründlich eingeschüchtert, daß von einer Annäherung an die Truppen zum Zwecke von Mittheilungen über den Feind geraume Zeit nicht die Rede war. Hätte man sich gegen die Bevölkerung weniger argwöhnisch und schroff verhalten, so würde man ohne Zweifel weit eher über die Bedeutung des Hurrahs und der Lichter in Arnis aufgeklärt worden sein. Ob man darauf hin etwas gegen den Befehl von oberster Stelle gewagt hätte, ist freilich nicht zu sagen.

Erst um elf Uhr kamen Boote von Arnis mit der Nachricht herüber, daß die Dänen nach Vernagelung ihrer Kanonen die Schanze vor dem Orte und letztern selbst geräumt hätten, und jetzt setzte man zunächst eine Patrouille zum Reconosciren, dann nach und nach die Truppen der Avantgarde über. Man hätte glauben sollen, daß nun auch ohne Verzug die Herstellung der Pontonbrücke in Angriff genommen worden wäre. Die Nacht war nicht sehr dunkel, andere Hindernisse konnten auch nicht wohl vorhanden sein. Bis drei, höchstens vier Uhr Morgens konnte die Brücke vollendet sein. Aber es war Befehl, erst am folgenden Morgen damit zu beginnen, und schneller zu sein als befohlen ist ein Laster, selbst wo es nützlich ist — wenn auch vielleicht nur auf Exercierplätzen und bei Friedensmanövern.

So fing man erst nach halb sieben Uhr früh mit dem Bau der Brücke an,

und wie flink und gewandt diese preußischen Pontoniere auch Glied an Glied zu fügen verstanden, erst gegen zehn Uhr war das Werk vollendet, und erst jetzt, nachdem die Dänen volle vierzehn Stunden abgezogen, konnte der Uebergang beginnen. Zuerst passirten die Prinzen mit ihrem Gefolge die Brücke, dann Ziethen-Husaren, endlich Infanterie, Kürassiere und was sonst für die Verfolgung bestimmt war.

„Für mich existirt kein Zweifel,“ so schließt mein Berichterstatter, der in mehr als einer Beziehung als Sachverständiger bezeichnet werden kann, und der überdies gut preußisch gesinnt ist, ebendeshalb aber Zustände, die ihm schädlich für die preußische Schlagkraft erscheinen, nicht verschweigen zu dürfen meint, „für mich giebt es kaum einen Zweifel, daß der Uebergang über die Schlei schon um ein, mindestens um drei Uhr Nachts hätte bewerkstelligt werden können, wo dann die Verfolgung der Dänen ein ganz anderes Resultat gehabt haben würde, als es auf die hier beliebte Art hatte. Allermindestens — um jeden Vorwurf vorschneellen und unvorsichtigen Urtheilens zu vermeiden — behaupte ich, daß man vor Tagesgrauen die Brücke hätte fertig haben sollen, wo die preußischen Reiter, die dann trotz des tiefen Schnees in den Redderwegen so rasch durch Angeln flogen, wahrscheinlich die dänische Nachhut vor Flensburg abgeschnitten hätten. In der Nacht nach zwei Uhr kam dem Gutsbesitzer, der mir Herberge gegeben, durch einen Boten die völlig sichere Kunde von dem Abmarsch der Feinde aus Arnis und Kappeln zu, und auf der Stelle veranlaßten wir, daß diese Nachricht dem Generalstab der Cavallerie übermittelt wurde. Dann näherten wir uns dem Gute, wo derselbe sein Quartier genommen, in der Hoffnung, ihn ohne Aufenthalt aufbrechen zu sehen und ihm folgen zu dürfen. Aber eine Stunde nach der andern verfloß, ohne daß es sich in dem Gute regte, und schon wähnte ich, die Meldung unsres Boten sei unwahr, als gegen zehn Uhr Vormittags der Generalstab an uns vorüber und nach dem Wasser hinabritt. Ich sah meinen Wirth fragend an. „Was denken Sie davon?“ — „Hm,“ erwiderte er, „was denken Sie davon? — „Hm, hm!“ — „Hm, hm!“ war das Einzige, was wir schweren Herzens herausbringen konnten.

Was wir damals im Hinblick auf frühere Zeiten mißtrauisch vermutheten, hat sich Gott Lob! nicht entfernt bestätigt. Man hat die Dänen nicht entkommen lassen wollen. Aber entkommen sind sie, und es giebt — widerwillig und ohne irgendwie beizustimmen sage ich nach — hier im Lande mehr als eine Stimme, die da meint, den Oestreichern wären sie nicht entkommen.“ —

Ich füge hinzu, daß nur die Unmöglichkeit, den Uebergang der Preußen über die Schlei zu hindern, nicht die kleinen Erfolge der Oestreicher südlich und südöstlich von der eigentlichen Dannewerkstellung, de Meza veranlaßten, sich nach Düppel und Alsen zurückzuziehen. Die österreichischen Truppen haben sich

bei Jagel und Oberfeld mit großer Bravour geschlagen. Sie haben hier so kräftig wie die Preußen bei Missunde und sogar etwas erfolgreicher demonstriert. Die Schanzen bei Bustorf und vor dem Friedrichsberg aber hätten sie menschlicher Berechnung zufolge niemals genommen.

Und nun die weiteren Blätter meiner Aufzeichnungen nach eigener Beobachtung.

Schleswig den 7. Febr. Abends. Nach unsrer Entlassung durch den General in der holmer Mühle — er hieß beiläufig v. Dobrzenski — eilten wir so rasch als möglich dem befreiten Schleswig zu, um der Siegesfeier und der Proclamation des Herzogs Friedrich beizuwohnen. Vergebens, die wackern Bürger der alten Schlestadt waren zu prompt und energisch verfahren. Die Proclamation war besorgt, die Beamtenabsetzung und der Exodus aller dänischen Schächer schon in vollem Gange, als wir ankamen. Indeß erlebte man noch immer Erzählenswerthes.

Doch greifen wir zunächst nicht über die Tour von Holm nach Schleswig hinaus. Nachdem wir in dem großen, trotz der Ueberschwemmung der Gegend mit Truppen wohl versehenen Wirthshaus von Süby dem Bedürfnis Rechnung getragen, welches das vierundzwanzigstündige Fasten in der „geschlossenen Gesellschaft“ hervorgerufen, und Leib und Seele wieder gehörig zusammenhielten, wurde der Rest des Weges nach Schleswig trotz des tiefen Schnees der Straße bald zurückgelegt, hätte uns dabei nicht eine Schwadron österreichischer Dragoner begegnet, so wäre man in der ersten Stunde kaum erinnert worden, daß man auf dem Schauplatz eines Krieges hinwanderte. Weiterhin wurde dies allmählig anders. Bei Fahrdorf sahen wir Spuren der Stellung, von wo die Oestreicher Tags vorher den Mevenberg und die dänische Batterie auf der Freiheit beschoffen. Dann erschien das langgedehnte Schleswig mit Schloß Gottorf im Winterkleide und die eisbedeckte Schlei zur Rechten, während zur Linken das seltener Moor und darüber im Westen die Wälle der Oldenburg sichtbar wurden. Der weiße Winterhimmel, die blendende Schneedecke der Landschaft mit ihrer nur durch die schwarzen Streifen von Hecken unterbrochenen Monotonie hinderten scharfe Beobachtung. Nur mit Anstrengung erkannte man rechts auf der Eisfläche vor dem Bollfluß die Ranten der kleinen Schanze auf dem Mevenberg. Deutlicher waren die Fahnen zu sehen, welche von der Domkirche und einem andern Thurm der Altstadt sowie vom Kirchturm im Friedrichsberg wehten.

Auf dem Damm, welcher die Chauffee zwischen der Schlei und dem seltener Moor hindurchführt, fanden wir die Reste eines dänischen Verhaues, gefällte Bäume und spanische Reiter. In Haddeby, dem letzten Dorfe vor Schleswig, zeigten die Häuser häufige Spuren stattgehabter Gefechte, eingeschlagne Fenster Schießcharten, durch Aushebung von Dachziegeln hervorgebracht u. d. m.

Noch eine kleine Strecke weiter, und wir befanden uns im Angesicht der Schanzen des Dannewerks. Auf einem beschneiten Hügelzuge Profile von Redouten und Batterien, aus denen schwarze Geschütze herausfahen. Die Böschungen rings mit einem Zaun spitzer Pfähle umgeben. Seitwärts die Strohdächer hölzerner Baracken. Im Ganzen zählte ich hier vier Schanzen, von denen die zwei größten sich neben der Stelle erhoben, wo die Eisenbahn das Dannewerk durchschneidet, die dritte und vierte dagegen hart am Friedrichsberg standen. Weiter nach Südosten hin zeigten sich die Umrisse einer fünften. Da wo die Straße zwischen dem bustorfer Teich und dem westlichsten Rande der Schlei hindurchführt, wieder eine Barrikade mit spanischen Reitern, welche hier außer den gewöhnlichen zugespitzten Kreuzpfählen auch noch mit zwei Fußlangen zweischneidigen Klingen gezähnt waren. Hier auch das erste Blut und die ersten Zeichen eines Rückzugs. Wenige Schritte vor dem Eingang in die Stadt zwei weggeworfene und leere Tornister, ein dänischer und ein österreichischer, daneben ein Käppi in einer gefrorenen Blutlache.

Wir zogen mit einem Bataillon österreichischer Infanterie in die Stadt ein. Kein Haus des Friedrichsbergs, welches nicht die blauröthliche Fahne geschmückt hätte. Mehr als eins ließ auch die deutsche Tricolore wehen. Die lange breite Straße, aus welcher dieser Theil des dreigliedrigen Schleswig besteht, war mit Massen von Destrückern, besonders Fußvoll, gefüllt, welches, als unser Bataillon mit voller Musik und der Fahne angerückt kam, Front machte. An den steifgewickelten Schnurrbärten und dem Schnitt der Beinleider sah ich, daß sie einem ungarischen Regiment angehörten. Sie hatten die leztverflohenen Tage jedenfalls starke Anstrengungen und Entbehrungen gehabt, dennoch verriethen sie, als die Musik ein lustiges Stückchen aufspielte, durch allerlei Geberden, daß sie Lust empfanden, zu tanzen, und bei einer andern Gelegenheit am Morgen sollen sie diese Neigung zum Erstaunen und Ergötzen der Einwohner mit Feuer und Grazie befriedigt haben. Auch die Truppe, mit der wir einmarschirten, war leichtfüßiges Volk. An den Gewehren, deren Läufe mit Rostflecken gesprenkelt waren, wie die Forellen, an den kothbedeckten Schuhen und Gamaschen sah man, daß der lezte Rafttag weder gestern noch vorgestern gewesen war. Dennoch marschirten sie so munter und flink, als ob sie eben erst aus der Kaserne kämen, und sangen sogar dazu.

Auf das, was sie sangen, durfte man freilich nicht genau hören, wenn man sich für sie weiter begeistern wollte. Es war ein Soldaterlied im Stil von „Prinz Eugenius der edle Ritter“, dessen einzelnen Strophen die Leute (vielleicht auf Befehl; denn Destrück versteht es vortrefflich, durch Kleinigkeiten, die nichts schaden, zu captiviren) für die heutige Gelegenheit der Refrain des Schleswig-Holstein-Liedes folgen ließen. Nur ein Theil des Bataillons bestand aber aus Deutschen, und so hatte man an dem Gesange mehr den guten Willen

als die Leistung zu schätzen. Ein Unteroffizier, der hinter mir einherschritt und sich besonders kräftig dabei betheiligte, sang regelmäßig — ich hörte es wohl ein halb Duzend Mal:

„Schleswig-Holstein an der Wand
Wanze nicht mein Vaterland!“

Offenbar verstand der gute Polak oder Rajze nicht ein Wort von dem, was er so eifrig in die Straße hinausging. Möchte das hingehen, da die Soldaten des Kaisers Franz Joseph nicht um Gesangsvorträge patriotischen Inhalts zu halten, sondern um die Dänen verjagen zu helfen*) hier sind, so war die Art und Weise, wie die zuerst eingerückten Regimenter sich in Betreff der von dem Feind in Schloß Gottorf zurückgelassenen Militäreffecten verhalten, schon bedenklicher. Die Mannschaften hatten dieselben einfach als Privatbeute betrachtet, sie unter sich getheilt und dann sofort mit dem Verkauf begonnen, der sich bei der Niedrigkeit der geforderten Preise bald sehr lebhaft gestaltete und flott fortwährte, bis Offiziere dahinter kamen und der Naivetät dieser Naturkinder in den üblichen Kraftworten den rechten Standpunkt anwiesen. Ehe dieser Einspruch erfolgte, hatte man neue Wollendecken bester Qualität, die später in den Lazarethten bitter entbehrt wurden, das Stück für zwei bis drei Schilling Courant kaufen können. Gutmüthige Bursche, diese Blauhosen aus den deutschen Bruderländern an den Karpathen und jenseits der Theiß, fixe Soldaten, aber man ist unter ihnen doch immer noch wie in Wallensteins Lager.

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Das administrative Personal der österreichischen Armee.

1.

Man hat Oestreich schon oft einen „Militärstaat“ genannt. Wenn man unter dieser Bezeichnung überhaupt nur einen Staat versteht, welcher eine ansehnliche Militärmacht auf den Beinen erhält, so mag jene Behauptung richtig sein. Denn trotz aller Reductionen, trotz aller gehaltenen Einbußen und trotz aller besonders in den letzten Jahren gemachten Mißgriffe besitzt Oestreich — wenigstens gegenwärtig — noch immer eine der Zahl nach ganz respectable Armee, welche in Bezug auf ihre Qualität zwar sehr Vieles zu wünschen übrig

*) Vermuthlich auch, um die Preußen zu beobachten und eventuell zu stören.
Grenzboten I. 1864.